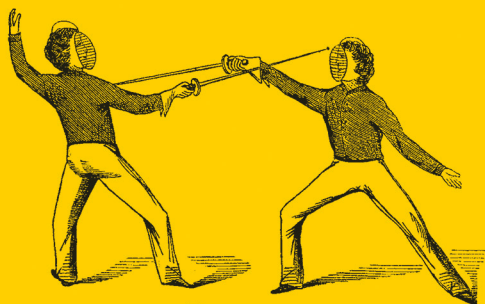


Gerhard Vogl



WORT- GEFECHTE

Sprachliche
Gemeinheiten

aus Politik,
Kunst,
Wirtschaft &
Sport

K&S

Gerhard Vogl

**WORT-
GEFECHTE**

Sprachliche
Gemeinheiten

aus Politik,
Kunst,
Wirtschaft &
Sport



www.kremayr-scheriau.at

ISBN 978-3-218-00883-9

Copyright © 2013 by Verlag Kremayr & Scheriau GmbH & Co. KG, Wien

Alle Rechte vorbehalten

Schutzumschlaggestaltung: Kurt Hamtil, Wien

unter Verwendung einer Illustration von istockphoto.com/duncan 1890

Typografische Gestaltung, Satz: Kurt Hamtil, Wien

Druck und Bindung: CPI Moravia Books, Pohořelice

Inhalt

Vorwort	7
Adel	9
Anrühiges	14
Antisemitismus.....	17
Architektur	21
Äußere Schönheit	25
Austrochauvinismus	27
Banker, Bankster, Gangster	31
Blaue Kampfparolen	35
Bonzen	37
Bundesländer-Spott	39
Diplomatensprache	45
Direktoren und Intendanten	47
Etikettierung.....	53
Farbenlehre	57
Fußball	64
Geld	67
Gesellschaft	70
Größenverhältnisse	75
Grüne Angstparolen	77
Hochkultur	79
Hymnen-Spott	83
Jagdgesellschaft	86
Journalisten	90
Kirchen-Konflikte	96
Kultur-Kämpfe	100
Land der Berge.....	105
„Mistelbacher“	107

Musikkritik	109
Nitsch der Bürgerschreck	116
Off the record	119
Ohrfeige vulgo Watschn	122
Ordinär oder nicht?	128
Persönliche Beleidigungen	131
Political correctness	134
Politiker-Spitznamen	137
Politische Gegnerschaften	144
Politisches Kabarett	155
Proleten	157
Regietheater	159
Reizworte	162
Schimpfwort Ausländer	164
Schimpfwort Staatskünstler	170
Schlagzeilen	173
Spießer	176
Sport	179
Tod	186
Verbal sexual	189
Verharmlosungstaktiken	193
Versprecher	196
Wahlslogans	200
Wien-Bashing	206
Zeitgeist	209
Zivildienstler gegen Bauerngeneral	211
Zünder	213
Zwischenrufe	216
Namenregister	223
Anmerkungen und Quellen	233

Vorwort

Mit Worten zu kämpfen ist eine zivilisatorische Errungenschaft, wie Sigmund Freud Anfang des 20. Jahrhunderts treffend zusammenfasste: *„Derjenige, der zum ersten Mal an Stelle eines Speeres ein Schimpfwort benutzte, war der Begründer der Zivilisation.“* Ingeborg Bachmann erweiterte den Gedanken: *„Hätten wir das Wort, hätten wir die Sprache, wir bräuchten Waffen nicht.“* Dieser oft zitierte Satz der österreichischen Ausnahmeliteratin fiel wenige Jahre nach dem Ende des menschenverachtenden Zweiten Weltkriegs. Bachmann stellte damit jedoch nicht in Abrede, dass auch das Wort eine Waffe sein kann, dass öffentliche Konflikte oft zum „Krieg der Wörter“ werden, aber in der Regel unblutig enden.

Der politische, kulturelle, wirtschaftliche und noch mehr der sportliche Konkurrenzkampf wird im Medienzeitalter immer mehr über die Sprache ausgefochten. Waren es früher geistreiche Literaten wie Karl Kraus, Egon Friedell, Anton Kuh, später Friedrich Torberg, Hans Weigel, Helmut Qualtinger und Gerhard Bronner, danach noch André Heller, die mit sprachlichem Witz gleich Florettfechtern den öffentlichen Diskurs anregten, sind es heute vor allem Politiker oder Menschen, die ihnen sprachlich helfen, inzwischen Spin-Doktoren genannt, die Worte, oft auch beleidigende, im Kampf um Wählerstimmen einsetzen. Zur Kauf-Verführung der Konsumenten muss das Wort ebenso erhalten wie im Sport. Hier gilt es, den Gegner schon vor dem Wettkampf sprachlich einzuschüchtern, vom Skifahren bis zum Boxen. Das Wort-Gefecht ist besonders auch in der Kultur zuhause: Hier fechten die Traditionalisten mit den Stückezertrümmerern, bei der Architektur die bewahrenden Erneuerer mit den Brutal-Modernisierern, ersteren geht es um Ästhetik, den anderen um verbaute Kubatur. Dem Krieg der Worte kann sich selbst die Wirtschaft nicht entziehen. Die einen sehen in der Sozialen

Marktwirtschaft eine Zählung der Auswüchse des Kapitalismus, für die anderen ist der Begriff nur eine Tarnbezeichnung für schrankenlosen Neo-Kapitalismus.

Eine große Rolle spielt die Sprache traditionell in der Ideologie. Wer Wörter „besetzt“ und mit eigenen Wertungen füllt, hat gute Chancen, seine Klientel bei der Stange zu halten und den politischen Gegner öffentlich zu „beschädigen“, meist als borniert und hinterwäldlerisch anzuputzen. Die Ideologie besetzt Begriffe mit positiven oder negativen Wertungen, Beispiel dafür ist der Begriff Eliten. Was für das konservative Spektrum die Voraussetzung für den Fortschritt ist, gilt dem linken Lager als zu bekämpfende Begünstigung einer privilegierten Gesellschaft, die ihren Status gegen Aufsteiger von unten mit aller Macht verteidigen will.

Dieses Buch erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, dazu ist die Materie zu umfangreich, die Auswahl ist natürlich subjektiv, zeigt Vorlieben des Autors, Skepsis des Alters gegenüber vielen kurzlebigen Modernismen – auch das soll für den Leser eine gewisse Spannung vermitteln. Es scheut vor allem keine Grobheiten, denn oft werden die Wort-Gefechte nicht mit dem Florett, sondern mit dem (sprachlichen) Säbel oder Bihänder geführt, denn sie sind ja auf nachhaltige Schädigung und Beleidigung des Kontrahenten ausgerichtet.

Die Sprache dient auch der Verschleierung von Tatsachen, der Vernebelung der Situation, besonders wenn sie trist ist. Wie anders ist die Sprachschöpfung des „Minus-Wachstums“ zu verstehen, mit der Kreisky den Abschwung der 70er Jahre beschönigte, oder indem er die Steyr-Panzer als „Kettenfahrzeuge“ schönredete?

Das offene Wort-Gefecht ist hierzulande traditionell unterentwickelt, man vernadert lieber hinten herum, als sich face to face die Meinung zu sagen. So sei am Ende die beliebte deutsche TV-Schauspielerin Inge Meysels zitiert: *„Ich liebe Wort-Gefechte – wenn die Messer von vorne kommen.“*

Wien, Juli 2013
Prof. Gerhard Vogl

Adel

Ein eigenes Kapitel über einen Stand, den es seit 1918 in Österreich nicht mehr gibt? Dessen echte oder vermeintliche Vorrechte gestrichen wurden, dessen Standesinsignien, vor allem die Titel und die Anrede, verboten wurden – zumindest offiziell? Der im politischen Leben (fast) keine Rolle mehr spielt und damit auch als Ziel von Häme und Spott weitgehend ausfällt? Gemach, gemacht! Wer sucht, der findet. Meist führt die feine Ironie das sprachliche „Schwert“.

Der einstige Reichstagsabgeordnete (1907–1911) Adalbert Graf Sternberg ließ sich nach dem Zusammenbruch der Monarchie und der Abschaffung des Adels die folgende Visitenkarte drucken:

Albert Sternberg
geadelt von Karl dem Großen
entadelt von Karl Renner

Hans Weigel, manchem Leser als bitterböser Spötter in Erinnerung, nahm die Abschaffung des Adels gelassen: „*Nach der Ausrufung der Republik wurde der Adel in Österreich abgeschafft. An seine Stelle ist der Besitz eines Abonnements bei den Konzerten der Wiener Philharmoniker getreten.*“ Das war natürlich lange bevor er die Schwarzmarktpreise für Karten des Neujahrskonzertes kannte.

Aber mit dem Stichwort Adel kann man natürlich auch ernsthaft Schelte austeilen, wie es etwa der urige Soziologe Roland Girtler tut, der sich das tiefliegende Milljöh zum Forschungsziel genommen hat, der sich in der Wiener Gaunersprache nicht nur exzellent auskennt, sondern auch in der Klangfarbe seiner Sprache viel davon angenommen hat. Er findet z.B. in seinem Buch: „*Die feinen Leute. Von der vornehmen Art, durchs Leben zu gehen*“: „*Der Adel war nicht nur was Edles. Da hat es auch viele Gauner gegeben.*“

Als Schimpfwort muss der Adel allerdings schon noch herhalten. Vor

allem für Menschen, die unbegründet die Nase hoch tragen: „*Du blaublütiger Aff!*“ Oder als Vorurteil. Aus einer Filmbeschreibung: „*Ein blasierter adeliger Schnösel ...*“

Oft werden Schimpfwörter in Verbindung mit dem Stichwort Adel gebraucht, ohne dass dem Fluchenden bewusst ist, woher sein sprachlicher Vorwurf stammt und was genau damit gemeint ist.

„*Blaublüter*“ zum Beispiel tauchte als Bezeichnung für Menschen aus dem Adel erstmals um 1800 im deutschsprachigen Raum als leicht abschätzige Umschreibung für die Herrschaften „von und zu“ auf. Gegen Ende der Monarchie setzte eine Adelsinflation ein. Diejenigen, die noch knapp vor der Abreise von Kaiser Karl ins Exil nobilitiert wurden, wurden abschätzig „*Bahn-*“ oder „*Bahnhofsadel*“ genannt. Sie galten dann viele Jahrzehnte als besonders kaisertreu. So fand ein ungenannter Abkömmling einer uralten Familie vor wenigen Jahren zum Thema „Brauchen wir eine Monarchie?“, „*Es ist der Bahnhofsadel, der heute noch den monarchistischen Gedanken hochhält.*“

Habsburger-Kannibalismus

Der „Franzl“ und die „Sisi“ sind der Zuckerguss der Habsburger-Monarchie. Ihre Geschichte wurde x-mal verfilmt, mit Romy Schneider und Karlheinz Böhm in den Hauptrollen ist sie auch jüngeren Menschen aus Dutzenden Wiederholungen rund um Feiertage bekannt, sie wurde für Musicals vertont, in zahlreichen Büchern und noch mehr Bildbänden seziert – und die sollen ein Kampfvokabel gewesen sein? Unvorstellbar. Oder doch?

Nur älteren Lesern ist wohl das in Erinnerung, was als „*Habsburger-Kannibalismus*“ in die österreichische Zeitgeschichte eingegangen ist: der Kampf der Spitze der Sozialisten gegen eine Einreise des (Kaisersohnes) Dr. Otto (von) Habsburg.

Der Verfassungsgerichtshof hatte sich im Dezember 1961 für unzu-

ständig erklärt. Der älteste Sohn des letzten Kaisers wandte sich daraufhin mit einer Erklärung, auf jeglichen Regierungsanspruch zu verzichten, an den Verwaltungsgerichtshof, der die Bundesregierung zu einer Stellungnahme aufforderte, jedoch keine Antwort erhielt. Das Höchstgericht entschied schließlich, dass es wegen Säumigkeit der Regierung an deren Stelle tätig werden könne, und stellte am 31. Mai 1963 fest, dass der Wortlaut der vorliegenden Verzichtserklärung den gesetzlichen Bestimmungen entspreche und dass somit das Einreiserecht zu gewähren sei. Daraufhin sprachen die führenden Exponenten der SPÖ, allen voran Parteivorsitzender Bruno Pittermann und Justizminister Christian Broda, von einem „*Juristenputsch*“. Broda, der in diesem Zusammenhang auch von einer „*Staatsstreichtheorie*“ durch „*Juristen, auch im Richtertalar*“, sprach, warnte davor, dies unwidersprochen hinzunehmen. Er sah auch „*Platz für eine kühne Maßnahme*“, nämlich das Volk darüber entscheiden zu lassen, ob Otto Habsburg-Lothringen zurückkehren dürfe oder nicht.

Eine Einreise Otto Habsburgs in seine Heimat wurde durch das Plenum des Nationalrats vom 4. Juli 1963 mit der Mehrheit von SPÖ und FPÖ abgelehnt. Dementsprechend turbulent verlief auch diese Sitzung. Die Emotionen gingen hoch, von einigen Rednern wurden unter gegenseitigen Beschuldigungen sogar die Auseinandersetzungen in der Ersten Republik und ihr Untergang wieder in Erinnerung gerufen. In Form von Zwischenrufen fielen Worte wie „*Provokateur*“, „*größtenwahnsinniger Jurist*“ und „*Sie Faschist*“.

Unter dem Eindruck der immer aggressiver werdenden antihabsburgischen Kampagne schrieb das damalige SPÖ-Mitglied Günther Nennung: „*Der Habsburger-Kannibalismus ist ein seltsamer Fall von Fresslust, wo garantiert nichts mehr zu fressen ist.*“ Nennung befand später, 1972, gegenüber dem „*Spiegel*“, dass Österreichs Sozialisten in k.u.k.-Zeiten keineswegs „*Monarchenfresser*“ gewesen seien. Doch als der 1919 vertriebene Kaiser Karl versucht habe, sich über Ungarn wieder an die Macht zu intrigieren, hätten die Sozis ihren Hass gegen das Haus Habsburg entwickelt.

Der Politologe und Philosoph Norbert Leser, Mitglied der SPÖ, schreibt rückblickend: *„Die Angst vor der Rückkehr Otto Habsburgs war nicht die vorgegebene vor einer monarchischen Restauration, sondern die Angst, vom Abkömmling einer Dynastie mit historischem Format überstrahlt und in den Hintergrund gedrängt zu werden.“*

Dabei hätte man froh sein sollen, dass man in der Person Otto Habsburgs über eine polyglotte und integre Persönlichkeit verfügte, die man zum Wohle Österreichs einsetzen und zur Geltung hätte bringen können.

Hans-Werner Scheidl schrieb zum Tod Otto Habsburgs in der „Presse“: *„Bruno Kreisky blieb es vorbehalten, dem geifernden ‚Habsburg-Kannibalismus‘ seiner eigenen Genossen Einhalt zu gebieten. Er spielte sogar kurz mit dem Gedanken, den Europäer Otto von Habsburg als österreichischen Botschafter zum Heiligen Stuhl zu entsenden.“*

Die Nationalratswahlen 1966 jedenfalls wurden zu einem Debakel für die SPÖ, die ÖVP errang die absolute Mehrheit, am 1. Juni 1966 erhielt Otto von Habsburg einen österreichischen Pass ohne Einschränkungen.

Im Mai 1972, anlässlich eines runden Geburtstages der von Otto Habsburg gegründeten Paneuropa-Bewegung, empfing Bruno Kreisky den Kaisersohn erstmals persönlich in seinem Arbeitszimmer.

Hinter dem Schreibtisch des Kanzlers hing damals ein großes Bild des Malers Friedensreich Hundertwasser, vor dem er oft fotografiert wurde, eines Malers, von dem auch Otto Habsburg einige Bilder besaß. Die beiden Herren waren etwa fünfzehn Minuten allein. Danach fragte Kanzler-Sekretär Johannes Kunz neugierig: *„Wie war er?“* Kreisky knapp: *„No, vom Hundertwasser versteht er viel.“*

SPÖ-Kanzler Bruno Kreisky ermöglichte schließlich Ottos Mutter, Ex-Kaiserin Zita, die Einreise. Schon vorher hatte er Dieter Kindermann von der „Krone“ angedeutet, wie er sich vorstellen könnte, das Problem auf typisch österreichische Weise zu lösen: *„Wir geben ihr ein Durchreisevisum und keiner schaut nach, ob’s da bleibt!“*

Selbst beim Begräbnis von Otto Habsburg im Juli 2011 war bei einigen kritischen Stimmen der einstige Habsburger-Kannibalismus noch

spürbar. Die Teilnahme von Bundespräsident Heinz Fischer und Kanzler Werner Faymann trug den beiden Sozialdemokraten in linken Zirkeln wie etwa dem „Republikanischen Klub“ Kritik wegen „*mangelnden republikanischen Verständnisses*“ ein.

„Wir sind Kaiser“

Die Nostalgie hat – nach vielen Sisi-Filmen – inzwischen auch das aktuelle Fernsehprogramm erfasst. Zwar hat die satirische Talkshow des ORF mit dem Komödianten Robert Palfrader als „Robert Heinrich I. durch Gottes Gnaden Kaiser von Österreich“ den Höhepunkt ihrer Popularität bereits überschritten, aber der „Kaiser“ zieht noch immer hunderte Seher an. Fast so genial wie er selbst ist sein Haushofmeister „Seyffenstein“. Zur Eröffnung der öffentlichen, 40-minütigen Audienz des Kaisers wird jeweils die „Kaiserhymne“ vorgetragen: „*Unser lieber Robert Heinrich, wir danken es dir recht. Wir haben einen Kaiser, uns geht es nicht mehr schlecht.*“ So rettet die TV-Satire das Haus Habsburg bei der Jugend ins 21. Jahrhundert hinüber.

Und wie beurteilt die Öffentlichkeit, vor allem die veröffentlichte Meinung, den gegenwärtigen „Ersatzkaiser“ Heinz Fischer? Vor allem die „Kronen Zeitung“ hat mit ihm fortwährend ein Hühnchen zu rupfen. So nannte ihn der „Chefangreifer“ der Muthgasse, Claus Pandi, den „*Großmeister der mutlosen Routinefloskeln*“, als er zu aktuellen Spionageaffäre der USA nur ein dünnes Statement fand: „*Europa sei besorgt und irritiert.*“

Dokumentationszentrums des Österreichischen Widerstands, findet sich unter der Schlagzeile: „Die SPÖ und ihre braunen Flecken“ folgender Wahlslogan aus dem Jahr 1957: „*Wer einmal schon für Adolf war, wählt Adolf auch in diesem Jahr.*“ Das stand zwar nicht auf den offiziellen Wahlplakaten, war aber eine Flüsterpropaganda für den SPÖ-Kandidaten Adolf Schärf für die Bundespräsidentenwahl 1957.

1970 ging die damals alleinregierende ÖVP unter ihrem Obmann und Bundeskanzler Josef Klaus mit dem Satz an den Start: „*Ein echter Österreicher.*“ Es ist viel über die Hintergründigkeit dieser Zeile spekuliert worden. Etwa, ob es eine bewusste Botschaft an die Österreicher war, einen „reinrassigen“ Österreicher, der noch dazu im Zweiten Weltkrieg gedient hatte, zu wählen und nicht den jahrelang im schwedischen Exil gewesenen Kreisky samt seiner jüdischen Abstammung.

1999 plakatierte die FPÖ zwei Männer mit dem Slogan: „*Zwei echte Österreicher.*“ Das Plakat zeigte den offiziellen Spitzenkandidaten der Freiheitlichen Thomas Prinzhorn und die wahre Nr. eins Jörg Haider, der allerdings den ersten Platz am Wörthersee nicht eintauschen wollte. 1999, im Wahlkampf der FPÖ, ist das Plakat jedoch vor allem im Kontext mit zwei anderen Wahlplakaten zu sehen, auf denen „*Wir garantieren: Stopp der Überfremdung! Österreich zuerst!*“ bzw. „*Wir garantieren: Stopp dem Asylmissbrauch! Österreich zuerst!*“ zu lesen war. Beide Plakate erinnern mit dem „*Österreich zuerst*“ an das Ausländer-Volksbegehren der FPÖ des Jahres 1992/Anfang 1993.

Das Thema schafft überraschende Allianzen. Haiders Idee „*Österreich ist kein Einwanderungsland*“ 1992 in der Verfassung festzuschreiben, beantworteten die Sozialpartner mit einem Inserat in allen Tageszeitungen, das – so „profil“ – die Freiheitlichen kaum anders formuliert hätten: „*Immer mehr Osteuropäer wollen in den ‚Goldenen Westen‘. Österreich müsse reagieren, weil es ‚kein Einwanderungsland sei‘.*“ Anders die Haltung der Kirche. Selbst die Haider nahestehende „Kronen Zeitung“ ließ Weihbischof Florian Kuntner zu Worte kommen: „*Hier werde zum ersten Mal ein Plebiszit gegen Menschen angekün-*

digt.“ Was sogar der Hamburger „Spiegel“ 45/92 bemerkenswert empfand.

Doch zurück zu Kreisky: Die SPÖ und ihr jahrelanger Wahlkampfstrategie Karl „Charly“ Blecha lieferten noch mehrere Top-Slogans für Bruno Kreisky:

Nach der einjährigen Minderheitsregierung 1971: *„Lasst Kreisky und sein Team arbeiten.“*

1979: *„Kreisky. Österreich braucht ihn.“*

1983: *„Kreisky muss Kanzler bleiben.“*

Da war schon zu spüren, dass sich die SPÖ des Erfolgs nicht mehr so sicher war. Und solche Botschaften – Ihr müsst ihn wählen – gehen auch meistens schief. Wir werden sehen, ob der SPÖ-Slogan 2013: *„Stürmische Zeiten. Sichere Hand – wir kämpfen um jeden Arbeitsplatz“* mit einem Foto des ergrauten Parteivorsitzenden und Bundeskanzlers Werner Faymann erfolgreicher ist.

Die ÖVP war da immer handzahmer. So griffig und mitreißend waren die Botschaften an den Wähler nie, die versuchten, die Volkspartei aus der Opposition herauszuholen:

1983: *„Mock. Der Mann, der's besser macht.“* Untertitel: *„Die Wende zum Besseren. ÖVP.“*

Griffige Formulierungen

Alois Mock konnte es nicht beweisen, weil ihm Haider dazwischenkam. Der konterte 1994, als der Verdruss über die Große Koalition bereits stark spürbar war: *„Er hat Euch nicht belogen.“* Mit einem anderen Plakat sollte signalisiert werden, dass Haider der Rächer des viel zitierten „kleinen Mannes“ ist: *„Der Jörg, der traut sich was.“*

1994 traute man sich den Namen Busek nicht aufs Plakat zu schreiben: *„Die Volkspartei in der Regierung – die Kraft der Mitte.“* Dabei beließen es auch viele Wähler und gaben Jörg Haider die Stimme. Der

verteidigte sich gegen alle Angriffe bei der Nationalratswahl 1994 mit dem Plakat: „*Sie sind gegen ihn, weil er für Euch ist.*“

Molterers Kampfruf 2008: „*Es reicht!*“ erwies sich als Rohrkrepiere. Als erfolgreicher erwies sich da schon die Antwort der SPÖ, die einen schwarz gekleideten Werner Faymann auf rotem Hintergrund mit dem Vokabel zeigte: „*Genug gestritten*“, das offenbar die Grundstimmung der Bevölkerung traf. Wahlkampfleiterin Doris Bures: Zwar werde ein Wahlkampf nie im Streichelzoo geführt, „*es muss aber nicht in eine Großwild-Safari ausarten*“.

Ähnlich staatstragend wie unter Kreisky war der Slogan für Kanzler Vranitzky: „*Für Experimente ist mir Österreich zu kostbar.*“ Ein persönlich adressierter Brief an alle älteren Menschen sicherte ihm den Sieg über den kampfeslustigen Wolfgang Schüssel: „*Ich garantiere persönlich Ihre Pension.*“ Bereits bei seinem ersten Wahlkampf im November 1986 schaltete die „Initiative für Vranitzky“ ein Inserat im „Kurier“: „*Zu Vranitzky gibt es keine echte Alternative.*“

Wie wichtig eine griffige Formulierung ist, soll noch an folgendem Beispiel demonstriert werden. Die ÖVP war stolz darauf, dass ihr Bundeskanzler Josef Klaus mit der „*Aktion 20*“ den Rat von Wissenschaft und Wirtschaft für die Politik einholte. Kreisky als Oppositionsführer ließ 1967 das „*Programm der 1400 Experten für ein modernes Österreich*“ erarbeiten. Allein die Zahl 1400 imponierte gegenüber der unpersönlichen „*Aktion 20*“.

Manchmal kann auch ein politischer Gegner zu einem Wahlslogan verhelfen. So geschehen 1966, als die KPÖ eine Wahlkampfunterstützung für die SPÖ abgab. Da sie von der damals unter Bruno Pittermann regierenden SPÖ nicht klar zurückgewiesen wurde, plakatierte die Volkspartei: „*Die rote Volksfront droht.*“

Im politischen Jahr 2013 ging es vor allem um die Anonymität des Sparbuchs. 1983 stand das Sparbuch schon einmal im Mittelpunkt der politischen Auseinandersetzung. Die SPÖ hatte die Einführung der so genannten KEST, der Kapitalertragssteuer, zu verteidigen, von der Oppo-

sition als „*Sparbuchsteuer*“ gebrandmarkt. Noch böser war die Punzierung als „*Mallorca-Paket*“⁷³, in Anspielung auf das Urlaubsdomizil des Kanzlers, von dem aus er die Steuerbelastung ankündigte. Spindelegger griff 2013 darauf zurück, indem er von „*Faymann-Steuern*“ sprach.

Dementsprechend lautete 1983 auch das Sujet der ÖVP: ein grünes Sparbuch mit dem Slogan: „*Gewinnt die Volkspartei, bleibt das Sparbuch steuerfrei.*“

Und die Grünen? Die Blauen? Für letztere gibt es ein eigenes Kapitel: „*Blaue Kampfparolen*“ (siehe Seite 35). Bei den Recherchen stach mir bei den „Grünen“ ein auf den ersten Blick überraschender Slogan aus dem Jahr 2008 ins Auge. Van der Bellen mit Stoppelbart und der Schrift: „*stimmenzuwachs? nicht mit mir.*“ Das war ein Fake im Internet. Das ursprüngliche Plakat hatte den Schriftzug: „*Umfallen? – nicht mit mir. Van der Bellen.*“

Bei den Grünen gibt es wenig Provokantes, wenig Giftiges. Ganz staatstragend ein Plakat mit Van der Bellen: „*Österreich braucht jetzt die Grünen*“. Oder: „*Ich wähle grün, weil ich keinen Atomstrom will.*“ Ebenfalls ganz in dem unaufgeregten, seriösen Stil der zentrale Satz der Grünen-Chefin Glawischnig am Bundeskongress der Grünen vor den entscheidenden Landtagswahlen des Jahres 2013: „*Uns Grüne kann man nicht kaufen, nur wählen.*“ Was auch zum Erfolg führte. Und für die Nationalratswahl setzen die Grünen auf den Slogan: „*Wir haben keinen Dreck am Stecken.*“ Charles Ritterband findet im Magazin „Datum“ 7-8/13: „*Indem sie Jörg Haider für eine kleine geschmacklose Wortspende kurz aus dem Grab holten, gerieten selbst die integren Grünen in das Fahrwasser des Populismus.*“ Auch Frank Stronach setzt auf diese Karte mit dem Plakatslogan: „*Unbestechlich*“.

Inzwischen bahnt sich bei den Grünen eine neue Pffiffigkeit an: Wilma, Michaela, Helga-Clara und Franziska? Diese Namen gaben die Grünen kurzfristig auf aktuellen Plakaten den Spitzenkandidaten der österreichischen Parlamentsparteien und verwandelten diese auch optisch in Frauen.

Da mit Ausnahme von Eva Glawischnig die Spitzenkandidaten der österreichischen Parlamentsparteien allesamt Männer sind, machten die Grünen mit dieser ironischen Kampagne auf die fehlende Gleichstellung in der Politik aufmerksam: *„Mehr Frauen an die Spitze.“*

Frech, aber umstritten war der im August 2013 plakatierte Grün-Slogan: *„Weniger belämmert als die anderen“*. Grünen Geschäftsführer Wallner: *„Wir wissen, dass wir selbst nicht perfekt sind, aber allerweil besser als die anderen.“*

Eine Frau ist inzwischen von der Spitze weg: Salzburgs Landeshauptfrau Gabi Burgstaller wurde am 5. Mai 2013 mit 15 Prozent weniger Stimmen für den Finanzskandal abgestraft. 2004 war sie noch mit dem Schlager aus den 60er Jahren *„Für Gabi tu ich alles“* in den Wahlkampf gezogen und hatte die seit 1945 regierende ÖVP geschlagen.

Man muss sich in den Parteien nur an den Slogan halten, den die Wiener SPÖ unter Leopold Gratz in den 70er Jahren ernsthaft plakatierte: *„Keine dummen Fragen stellen.“*

Wien-Bashing

Den Rest von Österreich, also 6 Millionen 730 Tausend und noch einige Hundert, hält eines zusammen: die Abneigung gegenüber Wien, genauer gesagt, gegenüber den „echten“ Wienern, die ja ihrerseits bereits eine Minderheit zu werden drohen. Die Palette der Schmähbegriffe reicht vom „*Wasserkopf Wien*“ über „*großgosherte Wiener*“, „*Weaner Bazis*“ bis zu „*Weana Strizzis*“ – die Liste ließe sich fortsetzen, einige Bezeichnungen wollen wir schriftlich nicht festhalten.

Zu den Stereotypen gehört nach Hubert Feichtlbauer⁷⁴ auch der Satz: „*Alles Schlimme geschieht in Wien.*“ Oder: „*Alle Wiener sind Schlawiner.*“

Am „*Wasserkopf*“ Wien wird im Rest von Österreich vor allem die aufgeblähte Bürokratie, eine vermeintliche Neigung zur Indolenz und die unbekümmerte Verschwendung öffentlicher Mittel bis hin zur Korruption kritisiert. Aber auch das oft nicht sehr gewinnende Auftreten von Wienern in Urlauberrudeln an der Adria (in Caorle oder Lignano, dem Badeparadies der Wiener Hausmeister) trägt zu dieser kollektiven Schelte bei. Allerdings müssen nicht alle Wiener bis Italien fahren, sie haben den Neusiedlersee dazu gemacht: „*Das Meer der Wiener*“.⁷⁵

Wenn Besuch aus Wien, etwa von Verwandten, kommt, dann gibt es einen versteckten Warnruf: „*D' Weanaleid san da!*“

„*In Wien möchte ich nicht einmal begraben sein*“, das können nur Provinzler sagen, die die Schönheit der Wiener Friedhöfe nicht zu schätzen wissen. Manche, wie der Komponist Edmund Eysler, der von den Nazis mit Aufführungsverbot bedacht wurde und 60 Operetten schrieb, von denen „*Die goldene Meisterin*“ den meisten Anklang fand, sieht das ganz anders: „*Lieber in Wien sterben als in Australien leben.*“

„*In Wien muasst erst sterben, damit se di hochleben lassen. Oba dann*

lebst lang.“ Mit diesem Satz beendet Helmut Qualtinger selbst die Dokumentation „Qualtinger“, die sein künstlerischer Ziehsohn André Heller über sein Leben gestaltet hat.

Und Gustav Mahler findet: *„Es kommt nicht darauf an, dass ein Komponist in Wien geboren ist, es reicht aus, wenn er dort gestorben ist.“* Als der weltberühmte Musiker einmal gefragt wurde, was er tun würde, sollte die Welt untergehen, meinte er schmunzelnd: *„Dann ziehe ich nach Wien – denn dort geschieht alles fünfzig Jahre später!“*

Besonders hart geht Georg Kreisler mit seiner Geburtsstadt um: *„Wie schön wäre Wien ohne Wiener! So schön wie a schlafende Frau. Der Stadtpark wär sicher viel grüner, und die Donau wär endlich so blau. Wie schön wäre Wien ohne Wiener, ein Gewinn für den Fremdenverkehr!“*

Wien blickt nach Osten

Für viele beginnt bekanntlich in Wien der Balkan. Dieses Zitat, eigentlich ein politisches Schmähwort, wird dem „Kutscher Europas“, dem Fürsten Metternich (1773–1859) zugeschrieben, *„Wien gehört noch zu Europa, aber am Rennweg beginnt der Balkan.“* Nach einer anderen Quelle soll er gesagt haben: *„... auf der Landstraße beginnt Asien.“*⁷⁶ Dem deutschen Reichskanzler Bismarck wird der Spruch nachgesagt, der Balkan sei *„nicht den Knochen eines einzigen Pommer’schen Grenadiers wert“*.

Bis heute wird mit dieser Randlage Österreichs Spott getrieben. So giftelte der ehemalige Herausgeber des „Spiegel“, Rudolf Augstein, am Höhepunkt des NATO-Einsatzes gegen das Regime Milosević: *„Kurt Waldheim, wäre er nicht ein wenig zu alt, könnte den Fußtruppen aller Nationen auf dem Balkan als Ratgeber zu Seite stehen.“*

Auch die Wiener Bahnhöfe spielen im negativen Image Wiens eine große Rolle. So meinte er der Grazer Bürgermeister Alexander Götz,

der kurze Zeit auch als FPÖ-Obmann und Spitzenkandidat für die Nationalratswahl 1979 in der Bundespolitik mitmischte und daher öfter, als ihm lieb war, in der Bundeshauptstadt sein musste, auf die Frage, welches für ihn der liebste Ort in Wien sei: *„Der schönste Ort von Wien ist für mich der Südbahnhof. Da kann man wieder heimfahren.“* Und er ergänzte: *„Es gibt auch schöne alte Bahnhöfe, dazu gehört der Südbahnhof nicht.“*

Weshalb auch die Wiener Stadtzeitung „Falter“ in der Nummer 48/2009 titelte: *„Der Wiener Südbahnhof – für viele Steirer das Tor zur Welt – wird abgerissen.“*

Schon vor 100 Jahren muss es in der Prinz-Eugen-Straße einen permanenten Verkehrsstau gegeben haben. Zumindest für Karl Kraus, wenn er schreibt: *„Nach Ägypten wär's nicht so weit. Aber bis man mit dem D-Wagen zum Südbahnhof kommt ...“*